
WACHSTUMSKRITIK UND STAGNATION – EIN ZUFÄLLIGES ZUSAMMENTREFFEN?

Rezension von:
Wolfgang Stork,
Die Wirtschaftspolitik der
Wachstumskritiker. Ansatzpunkte
und Probleme einer
wachstumsdefensiven Strategie,
Arnoldshainer Schriften zur
Interdisziplinären Ökonomie, Bd. 6,
Haag und Herchen, Frankfurt 1983,
156 Seiten; und Klaus Schroeder, Der
Weg in die Stagnation. Eine
empirische Studie zur
Konjunkturentwicklung und
Konjunkturpolitik in der
Bundesrepublik von 1967 bis 1982,
Beiträge zur sozialwissenschaftlichen
Forschung, Bd. 56, Westdeutscher
Verlag, Opladen 1984, 345 Seiten.

Diese beiden informativen Bücher gehören zwar deutlich verschiedenen Themenbereichen an, aber es bestehen doch insofern Verbindungspunkte, als sich Stork in einer Übersichts-darstellung mit den (jüngeren) Wachstumskritiken befaßt und Schroeder die kapitalismusimmanente Mechanik sinkender Wachstumsraten exemplarisch am Fall Bundesrepublik beschreibt.

Die wachstumskritische Literatur ist in der jüngeren Vergangenheit so stark angeschwollen, daß Übersichts-darstellungen mehr als willkommen sind. Das Buch von Stork ist in diese Kategorie zu stellen. Es gibt eine – auch didaktisch ansprechende – Einführung in die wesentlichen Argu-

mentationsstränge der Wachstumskritiker und referiert deren wirtschaftspolitische Vorstellungen. Das Schergewicht liegt auf deutschsprachiger Literatur der jüngeren Vergangenheit.

Stork hebt zu Recht hervor, daß die Wachstumskritik eher bei sozialwissenschaftlichen Autoren i. w. S. zu finden ist, während sich Fachökonomien nur vereinzelt mit diesem Thema befassen. Allerdings ist dieser Befund insofern zu relativieren, als die ersten fundamentalen Wachstumskritiken von Ökonomen und nicht gerade den unbedeutendsten vorgetragen wurden. Ob man mit Marx beginnen will, sei dahingestellt. Ganz gewiß gehört jedoch die stagnationstheoretische Schule dazu. Ob es nun um den Keynes-Hansen-Kalecki-Typ oder die Richtung Steindl, Baran-Sweezy geht – die Stagnationstheorie ist originär ökonomisch und damit in vieler Hinsicht fundierter als manch jüngere Wachstumskritik. Stork hätte in einem kurzen Abschnitt hierauf eingehen sollen, denn der weniger informierte Leser erhält so den falschen Eindruck, Wachstumsskepsis sei etwas ganz Neues, sozusagen ein Kind der Krise. Es hätte denn auch nahegelegen, die aktuelle Wachstumskritik ein bißchen ökonomisch ins Gebet zu nehmen, ihr sozusagen die Lektüre jener „Altmeister“ anzuraten.

Stork hat das Kunststück fertiggebracht, eine ausufernde Debatte auf Hauptpunkte zusammenzudrücken und mit Gespür sowohl für schulinternen Streit als auch für die an sprachliche und emotionale Verständnislosigkeit grenzende Konfrontation zwischen Wachstumsanhängern und -kritikern eine informative Übersichtsstudie zu liefern. Es versteht sich, daß auf knappem Raum weder Verästelungen nachgegangen werden konnte noch Gewichtungen im Hinblick auf die

ökonomische und gesellschaftliche Relevanz einzelner Argumente sinnvoll erschienen.

Generell hält sich Stork mit eigenen Urteilen zurück und läßt die Autoren – auch durch charakterisierende Zitate – sprechen. Wo Stork die rein referierende Position verläßt, passieren ihm leider einige Verkürzungen. Abgesehen von der bereits bemängelten Problematik, daß die (jüngere) Wachstumskritik von ihren wirtschaftstheoretischen Wurzeln abgeschnitten präsentiert wird, ist die – vielleicht durch jene theoriegeschichtliche Leerstelle bedingte – holzschnittartige Gegenüberstellung der Wachstumsanhänger und Wachstumskritiker als unterschiedlichen „Wertsystemen“ zugehörig, doch zu unpräzise. Die „Wertsysteme“ bleiben unausgeführt, so daß – von Stork gewiß unbeabsichtigt – doch das Klischee „Realisten versus Romantiker“ am Schluß hängen bleibt.

Der Eindruck zu grober Typisierung wird noch durch den wissenschaftstheoretischen Ausflug Storks verstärkt. Bei den fachökonomischen Wachstumsbefürwortern macht der Autor nur „Popperianer“ aus, auf seiten der Skeptiker (allenfalls sympathische und notwendige) Visionäre mit (konkreten) Utopien. Immerhin sollte bedacht werden, daß nicht alle, die gelegentlich Poppers Namen erwähnen und den Begriff Falsifikationismus benutzen, schon kritische Rationalisten sind. „Historismus“ findet sich eher auf seiten der Wachstumsanhänger, deren Glaube sich auf den „Beweis“ stützt, daß das Wirtschaftswachstum nun schon gut zweihundert Jahre gehalten hat. Es gibt wohl kaum eine unrealistischere Utopie als Wachstum ohne Grenzen.

Die zweite Veröffentlichung, Schroeders Monographie zur Stagnation, geht sozusagen in medias res der Wachstumsmisere. Die Stagnation gibt erst einmal den (alten und neuen) Wachstumsskeptikern recht. Über den Wachstumseinbruch können je-

doch auch die Kritiker nicht frohlocken, denn paradoxerweise haben sich gerade wegen der Krise die Fronten eher verhärtet, als daß sich ein „pragmatischer“ Konsens in dem Sinn einstellte, die Stagnation als „Glücksfall“ zu nehmen und auf Bestandsökonomie umzuschalten.

Das Schwergewicht legt Schroeder auf eine sorgfältige wirtschaftsgeschichtliche Darstellung der beiden Bewegungsphasen der bundesdeutschen Volkswirtschaft 1967 – 75 und 1976 – 82. Im Unterschied zu manchen ökonomistisch bornierten Abhandlungen zum gleichen Thema folgt Schroeder einer politökonomischen Linie, die sich in klaren Aussagen über die Begrenzungen und Blindheit eines reformistischen good wills ohne gesellschaftstheoretischer Perspektive niederschlägt. Damit wird es dem Autor möglich, die Interdependenzen von ökonomischen und sozialen bzw. politischen Konstellationen in integrierende Theoreme zu fassen, die zugleich die Funktionsänderungen bestimmter institutionalisierter Regelungen mit der Variation von Randbedingungen sichtbar macht.

So spielte beispielsweise der „soziale Konsens“ in der Aufbauphase die Rolle eines Wachstum und Preisniveau stabilisierenden Faktors: Lohnzurückhaltung kam der Investition zugute, ohne daß sich Sättigungseffekte (bei besser gestellten Schichten) einstellten. Der „soziale Konsens“ stabilisierte jedoch zugleich die personale Verteilungshierarchie, so daß Umverteilungspolitik als Instrument gegen die mit steigendem Wohlstand eintretende Nachfrageabschwächung ausfiel. Die von den oberen zu mittleren Einkommensschichten wandernden Sättigungseffekte (Anstieg der Sparquote der Haushalte) blieb somit ohne adäquate Kompensation. „Während Vollbeschäftigung und Ausbau des Sozialstaates Lohnzuwächse begünstigen und miterklären, verhindert die Konstellation zwischen den sozialen Führungsgruppen eine nachhaltige

Veränderung der Einkommensverteilung, so daß sich steigende Löhne als Profitklemme ausdrücken und verbesserte Produktionsbedingungen keine Entsprechung in der Nachfrage finden können“ (S. 119). Dies sich am Vorabend der Krise 1974/75 abzeichnende Dilemma findet dann eine partielle Lösung in der bundesdeutschen Exportoffensive.

Während des ersten Krisenzyklus gelingt es dem Staat noch, durch intensive Transferpolitik die Einkommenslage der breiten Masse in sozial akzeptablen Grenzen zu halten. Der Preis sind steigende Abgabelasten, also Verstärkung der staatlichen Umverteilungspolitik *innerhalb* der Gruppe der abhängig Beschäftigten. Insgesamt ändert sich jedoch infolge zunehmender Nachfrageprobleme die wirtschaftspolitische Ausrichtung. Der Trend zur Exportorientierung verstärkt sich während der 70er Jahre zusehends. „Binnenkonjunkturrell dürfte in den 70er Jahren eine gewisse Grenze in der Produktion und in der Nachfrage erreicht sein.“ Dies läßt sich auch als Grenze des Wachstums am Binnenmarkt interpretieren. Als einzig noch offener Weg erscheint der Außenhandel.

Es ergibt sich nun eine sozusagen sekundäre Nachfrageeinschränkung als Folge des längerfristigen „Sättigungstrends“: Die Exportorientierung setzt die Unternehmen verstärkt dem internationalen Wettbewerb aus. Die bereits aus Gründen der Absatzschwierigkeiten am Binnenmarkt eingetretene Verlagerung der Investitionsziele auf Rationalisierung wird außenwirtschaftlich forciert. Entlassungen und Einkommensverluste reduzieren die Binnenmarktnachfrage, – was im Unterschied zur eher sättigungsbedingten Nachfrageschwäche der mittleren und oberen Einkommensschichten nunmehr auch zur „klassischen“ einkommensrestringierten Konsumschwäche führt.

Schroeders Untersuchung zur Stagnation fügt sich insoweit in die

wachstumskritische Perspektive, als es um den Nachweis der immanenten Abschwächungsprozesse geht. Anders jedoch als die expliziten Wachstumskritiker stellt sich für Schroeder die Wachstums- bzw. Akkumulationskrise als spezifisch kapitalistisch determiniertes Problem dar. Thematisiert werden ökonomische und politische Mechanismen, die kapitalistisches Wachstum – entgegen der Intention der Trägerschichten – begrenzen. Wachstumsreduktion wird von Schroeder als kapitalismusimmanenter Prozeß dargelegt und zugleich verdeutlicht, daß die Wachstumsminde rung zum gesellschaftlichen Problem wird, weil die systemspezifischen Verarbeitungsmuster keinen „befriedigenden“ sozialen Zustand „ohne“ Wachstum gestatten. Also: Ausbleibendes Wachstum ist Krise unter kapitalistischen Verhältnissen; es gibt hingegen kein „Naturgesetz“, welches gesellschaftlichen Wohlstand (konkretisiert durch Vollbeschäftigung, sozial gerechte Verteilung, ökologische Verantwortung etc.) an die Bedingung knüpft, daß ein bestimmtes Wachstum erreicht wird.

Schroeders materialreiche Analyse läßt die Zukunftsperspektive offen und beschränkt sich auf den Nachvollzug der vergangenen Entwicklung – „vom Vollbeschäftigungsversprechen zur sozialen Entflechtung der Ökonomie“ (313).

Wachstumskritik und Stagnation stehen – salopp formuliert – im Verhältnis von Glatteiswarnung und Panne wegen Getriebeschadens. Deshalb läßt die Akkumulationskrise bei den Wachstumskritikern auch keine rechte Freude aufkommen. Im Prinzip müßte die Wachstumskritik eigentlich darüber froh sein, daß die Weltwirtschaft seit mehr als zehn Jahren nicht mehr als den matten Abklatsch des Nachkriegsbooms zeigt. Selbst die rüstattungsbedingten Haushaltsdefizite der USA, deren Dimension Bruttosozialproduktgrößen kleinerer Industrieländer wie Österreich längst hin-

ter sich gelassen hat, bescheren der OECD allenfalls einen gequälten, exportorientierten Aufschwung von zwei bis drei Prozent Realwachstum. Das zweite Stagnationsjahrzehnt hat begonnen. Also warum noch Wachstumskritik, wenn die Wirtschaft schon von alleine stagniert?

Die Frage läßt sich leicht beantworten. Die Bestandswirtschaft denken sich die Wachstumskritiker ganz anders, – wie sich aus Storks Bändchen entnehmen läßt. Wachstumsstopp ja, aber keine kapitalistische Krise. Ein erheblicher Teil der wachstumskritischen Literatur leidet an jener krisentheoretischen Verkürzung, die dem manchmal allzu selbstgefälligen Bruch mit der „traditionellen“ Kapitalismuskritik geschuldet ist. Eigentlich ist es naiv, gegen das kapitalistische Wachstum zu wettern, aber sich so ganz und gar nicht auf die kapitalistische Krise vorzubereiten; eine Krise, die eben nicht durch Rohstofferschöpfung, Umweltzerstörung und andere „externe“ Faktoren zu erklären ist, sondern ganz akkurat die Lehrbuchweisheit der Herren Marx, Keynes et al. bestätigt.

Die Wachstumsreduktion hat allenfalls am Rande den Zielen der Wachstumskritiker gedient (etwa beim Energieverbrauch), überwiegend sind jedoch die Wertvorstellungen der Wachstumskritiker in der Krise noch schlechter bedient worden als im Boom. Erstaunlich, daß diese paradoxe Konstellation in der wachstumskritischen Literatur nicht thematisiert wird. Um die aktuelle Krise und deren Ursachen macht man eher einen Bogen. Deshalb erscheinen auch die Rezepte der Wachstumskritiker, wie man mit den alltäglichen Gemeinheiten der kapitalistischen Krise umgehen soll, recht dürftig – und finden bei der Arbeiterbewegung auch nicht so recht Gehör. Storks sorgfältige Zusammenstellung der wirtschaftspolitischen Vorstellungen der wachstumskritischen Autoren macht deutlich, daß bei aller Klarheit – und breiteren Kon-

sensfähigkeit – im Detail, doch der *fundamentale* Angriff nicht so recht gelingt. Es fehlt meist die stringente Analyse des kapitalistischen Machtproblems. Hier rächt sich, ohne Not die lehrgeschichtlichen Traditionen der Kapitalismusanalyse beiseite geschoben zu haben.

Die Wachstumsreduktion fiel den Wachstumskritikern sozusagen in den Schoß. Nur können sie mit diesem „Erfolg“ nichts anfangen. Daß der kapitalistische Wachstumsprozeß von alleine und auch noch so schnell ins Stolpern kommen würde, traf so manchen Wachstumskritiker überraschend. Dennoch war das vorhersehbar. Schroeders Arbeit verdeutlicht (erneut), daß sich die empirischen Fakten den „alten“ Krisentheorien weit besser füg(t)en als den wachstumskritischen Erwartungen – und dem Dogma ewiger Prosperität.

Den Wachstumskritikern bereitet die Krise ein Dilemma. Sie haben zwar gute Gründe, das kapitalistische Wachstum mies zu finden, aber die Krise ist noch viel mieser – für die Menschen. Die mehr rührenden als innovativen Versuche, aus der Not Tugenden zu machen, konservativem Sozialstaatsabbau mit alternativer Caritas zu begegnen, sind keine Antworten auf die Frage nach dem „richtigen“ Umgang mit Nullwachstum.

Vielleicht war die Wachstumskritik auf einem Irrweg, als sie damit begann, nur vor weiterem Wachstum zu warnen, statt die Menschen über das *notwendige* Ende der Wachstumsepoche aufzuklären und ein konstruktives politisch-ökonomisches Handlungsmodell vorzulegen, das ganz schlicht zeigt, wie man Vollbeschäftigung auch bei niedrigem oder Null-Wachstum erreicht.

Bar aller wachstumskritischen Untertöne hat die Arbeiterbewegung seit dem vergangenen Jahrhundert die probateste Antwort parat: Arbeitszeitverkürzung. Was Marx u. a. in den *Grundrissen* zur Arbeitszeitfrage und einer Gesellschaft ohne (materielles)

Wachstum ausführt, bleibt bestechend aktuell: „... free time, disposable time, ist der Reichtum selbst, teils zum Genuß der Produkte, teils der free activity, die nicht wie die labour durch den Zwang eines äußeren Zwecks bestimmt ist, der erfüllt werden muß, dessen Erfüllung Naturnotwendigkeit oder soziale Pflicht, wie man will.“

Der „wahre“ Reichtum liegt also in der Freizeit – und der nicht entfremdeten selbstbestimmten Verwendung der Freizeit durch die *Individuen*. Die Marxsche Perspektive bezieht sich auf die Gesellschaft der „assozierten Produzenten“ – eine Gesellschaft wachsenden Reichtums, aber nicht mehr wachsender *materieller* Produktion. Die technische Voraussetzung dieser vor über einhundert Jahren verkündeten „postindustriellen“ Vision ist Roboterproduktion, d. h. die Arbeit für die unmittelbare materielle Produktion wird minimiert. Die mikroelektronische Zukunft liest sich folgendermaßen in den *Grundrissen*: „Die Arbeit erscheint nicht mehr so sehr als in den Produktionsprozeß eingeschlossen, als sich der Mensch vielmehr als Wächter und Regulator zum Produktionsprozeß selbst verhält. ... Der Arbeitgeber ... tritt neben den Produktionsprozeß, statt sein Hauptagent zu sein. In dieser Umwandlung ist es weder die unmittelbare Arbeit, die der Mensch selbst verrichtet, noch die Zeit, die er arbeitet, sondern die Aneignung seiner eigenen allgemeinen Produktivkraft, sein Verständnis der Natur und die Beherrschung derselben durch sein Dasein als Gesellschaftskörper ...“

Marx' Perspektive umreißt Konstellationen, die im Zusammenhang mit den gegenwärtigen Wachstumsproblemen bzw. der Wachstumskritik äußerst aktuell sind: Die (sukzessive) Verdrängung der menschlichen Arbeitskraft aus dem (materiellen) Produktionsprozeß – als Folge der Produktivitätssteigerung im sekundären Sektor. Zunahme der Kapitalintensi-

tät (Anstieg des konstanten Kapitals) in Verbindung mit der Verlagerung der Arbeit in den Dienstleistungsbe- reich (Aneignung der allgemeinen Produktivkraft), damit Trennung von Arbeit und materieller Produktion in einem historisch qualitativ neuen Grad. Die menschliche Arbeit ist nicht mehr der Maschine unterworfen, sondern wird in der roboterisierten Produktion überflüssig; die technisch mögliche *Befreiung* von Arbeit bedarf veränderter Produktionsverhältnisse. Weniger Arbeit – ob durch Arbeitszeitverkürzung oder Arbeitslosigkeit bedeutet weniger materielles Wachstum. Der rationalisierungsorientierte Akkumulationsprozeß entzieht der Kapitalverwertung sein Objekt, die lebendige Arbeit.

In diesem Zusammenhang lohnt sich, auf die vielfältig diskutierte Frage einzugehen, ob der Trend zur „Dienstleistungsgesellschaft“ einen Ausweg aus dem Beschäftigungsproblem weist, ob die Dienstleistungsgesellschaft wiederum kapitalistisches business as usual bedeutet oder eventuell gesellschaftliche Reformpotentiale in den Diensten verborgen sind. Man sollte sich von Anfang an klarmachen, daß die (mögliche) Erweiterung des tertiären Sektors keine Analogie zum strukturellen Wandel zwischen primärem und sekundärem Sektor darstellt, obgleich bereits dieser historische Veränderungsprozeß tiefgreifende gesellschaftliche Folgen hatte: schrumpfende Agrar- und wachsende Industriebevölkerung, Verstädterung, Proletarisierung usw. umreißen den Umbruch der vergangenen 150 Jahre.

Immerhin stellen Urproduktion und Industrie noch *materielle* Produktion dar. Diese Gemeinsamkeit teilen sie nicht mit dem tertiären Sektor. Dienste galten Adam Smith und – wenn auch modifiziert – Marx als unproduktiv. Wenn sich die Kapitalverwertung der Dienste annimmt, stellt sich eine zentrale Frage: Ist auch in einer Dienstleistungsgesellschaft noch „Ak-

kumulation“ in jenem traditionellen Sinn möglich bzw. was heißt Akkumulation von Immateriellem (Diensten)? – Der von Erich Fromm ausführlich erläuterte Marxsche Begriff des Haben-Modus als Ausdruck der zu einem erheblichen Teil entfremdeten Bedürfnisse des „materialistischen“ Kapitalismus ist nicht so ohne weiteres auf Dienste übertragbar. Wo 70–80 Prozent der Menschen im tertiären Sektor arbeiten, ändert sich die gesellschaftliche Bedürfnisstruktur und der Haben-Modus verliert sein traditionelles Objekt, den *materiellen* Besitz.

Wachstum auf der Basis von Dienstleistungen ist etwas fundamental anderes als das herkömmliche Wachstum des primären und sekundären Sektors. In der Übergangsphase mag diese historische Differenz noch unkenntlich bleiben, weil Dienste zeitweise noch als notwendige Vorleistungen und Komplemente der materiellen Produktion überwiegen: solange Dienste benötigt werden, um die materielle Produktion zu roboterisieren, trägt die Analogie des Wechsels zwischen primärem und sekundärem

Sektor. Mittelfristig müssen jedoch Dienste entstehen, die unabhängig von der materiellen Produktion sind; ob sich dies noch mit kapitalistischen Strukturen vereinbaren läßt, ist zumindest nicht mit historischen Erfahrungen – sozusagen im Analogieschluß – zu beantworten.

Für die Wachstumskritik ergeben sich aus der skizzierten Situation wichtige Konsequenzen. Wenn Akkumulation auf der Basis materieller Produktion von „alleine“ in Stagnation übergeht, Beschäftigungsexpansion, wenn überhaupt, nur noch in Richtung tertiärem Sektor möglich ist, so muß sich die Argumentationsrichtung ändern: nicht mehr Aufklärung über die negativen Folgen materiellen Wachstums, sondern pragmatische Konzepte für den Umgang mit der Stagnation werden wichtiger. Bisher sind Wachstumskritik und Krisenanalyse noch nicht integriert. Die einen verbreiteten weiter ihre Glatteiswarnungen und stellen Achtungsschilder auf, und die anderen basteln am schrottreifen Getriebe.

Karl Georg Zinn